

Standpunkt

ZEITSCHRIFT DES EVANGELISCHEN BUNDES IN ÖSTERREICH

EB

Einladung zur Studientagung 2018 ■

Biblische Perspektiven auf Erinnerungsorte ■

Religiöse Aspekte des Erinnerns ■

HEFT 229/2017





Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes,

alle Welt wünscht sich in diesen Tagen des Überganges vom alten zum neuen Jahr Gesundheit und Frieden, Erfolg und Glück. Wenn alle diese Wünsche Wahrheit würden, gäbe es nur mehr glückliche, ausgeglichene Menschen auf Erden. Doch glücklich zu sein, mit sich und der Welt im Einklang zu sein bedeutet ja nicht, keine Probleme oder Schwierigkeiten zu haben, sondern zu wissen und darauf vertrauen zu können, dass man in allen Lebenslagen Gott an seiner Seite hat und von ihm das Nötige bekommt, wie es in der Jahreslosung heißt: „Gott spricht: Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst.“

In dieser Zeit des Überganges erreicht Sie vorliegende Ausgabe des „Standpunkts“. Das Heft dokumentiert zwei Vorträge der Tagung der Evangelischen Bünde Hessen und Österreich, die im Frühjahr 2017 in Eisenach stattfand. Das Thema dieser internationalen Tagung war „Erinnerungs-orte – verstörend – vergewissernd – Identität stiftend“. Zu lesen ist die Bibelarbeit unseres stellvertretenden Obmannes Christoph Weist mit dem Titel „Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“ und das Referat von Hermann Düringer zu Thema „Die Vergangenheit ist nicht abgeschlossen. Religiöse Aspekte des Erinnerns“.

Weiters berichten wir wieder von einem geförderten Projekt des Evangelischen Bundes Österreich, der Kleinbuchserie von Herausgeber Pfarrer i.R. Günter Ungar. Diese beinhaltet bisher neun Buchtitel, hat eine beachtenswerten Gesamtauflage von 3800 Exemplaren und will mit anderen Mitteln und Methoden Leserinnen und Leser für geistliche Fragen interessieren.

Im Namen des Vorstandes wünsche ich Ihnen „Gottes Segen“ im Neuen Jahr.

Ihre/Eure

Pfarrerinnen Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

Einladung zur Studientagung 2018	3
„Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“ (Ps 137,5) – Biblische Perspektiven auf Erinnerungsorte	5
<i>von Christoph Weist</i>	
Die Vergangenheit ist nicht abgeschlossen – Religiöse Aspekte des Erinnerns	19
<i>von Hermann Düringer</i>	
Kleinbuchserie „Lichtblicke“ – Ein gefördertes Projekt des Evangelischen Bundes Österreich	29
<i>von Günter Ungar</i>	
<i>Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt</i>	
Österreich.....	31
Ausland	35

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 01/712 54 61. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,-; Jahresabonnement € 10,-; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich.

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

Herzliche Einladung zur
Studientagung der Evangelischen Bünde
Österreich und Hessen
8.–11. März 2018, Don-Bosco-Haus Wien
„Kunst und Kirche: Begegnung und Anregung“

Donnerstag: 17 Uhr: Ankommen, Abendessen, Eröffnungsabend mit Superintendent Mag. Hansjörg Lein, Diözese Wien

Freitag: 9 Uhr: Andacht

- Seminareinheit mit Prof. Dr. Horst Schwebel: „Im Spannungsfeld von Kunst und Kirche“ (Arbeitstitel)
- Mittagessen

15 Uhr: Römisch-katholische Kirche Maria Hietzing

Nachklänge aus dem Jubiläumsjahr

Die Vielfalt des evangelischen Kirchenliedes in Orgelkompositionen aus

Deutschland und Österreich. Werke des Barock, der Romantik und der Moderne

Dr. Thomas Reuter, Solist und Lehrbeauftragter an der Wiener Universität und am Wiener Musikgymnasium

18 Uhr: Heurigenabend beim Heurigen Wambacher

Verleihung des Hochschulpreises mit Wiener Musik

Samstag: 9 Uhr: Bibelarbeit: Prof. Annette Schellenberg

- Vortrag: „Ästhetik und Kommunikation des Evangeliums. Fragestellungen theologischer Ästhetik“: o.Univ.-Prof. Dr. DDr.h.c. Ulrich H.J. Körtner
- Diskussion und Tagungsauswertung
- Mittagessen

14.30 Uhr: „Evangelische Fußspuren im katholischen Wien“: Stadtführung mit Militärsuperintendent und Priv.Doz. DDr. Karl-Reinhart Trauner

19 Uhr: Abendessen; danach offener Abend im Haus mit Begegnung, Austausch, Gesprächen ...

Sonntag: 10 Uhr: Gottesdienst in der Christuskirche Wien-Favoriten bei Senior Dr. Michael Wolf, anschließend Kirchenkaffee

*Anmeldung und Information bei Obfrau Pfarrerin Dr. Birgit Lusche,
Tel. 0699/188 77 313 oder evang.pfarremitterbach@ready2web.net*

„Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“ (Ps 137,5)

Biblische Perspektiven auf Erinnerungsorte¹

von Christoph Weist

Es war im Frühjahr 1967, ein paar Wochen vor dem Sechstagekrieg. Langsam rollte der kleine Konvoi betagter amerikanischer Taxiwagen mit unserer Gruppe Tübinger Studierender von Jericho kommend auf der alten gewundenen Straße hinauf nach Jerusalem. Jetzt bogen wir ein in das Kidrontal, jetzt ging es entlang dicht unter den gewaltigen Mauern des Tempelareals. Und jetzt erschien über den Zinnen die in der Sonne gleißende Kuppel von El Aqsa und dahinter die größere des Felsendoms. So präsentierte sich für mich zum ersten Mal die heilige Stadt. Für mich, der ich mich schon in frühen Semestern als leidenschaftlicher Vertreter historisch-kritischen Geschichtsverständnisses sah und mich für entsprechend abgeklärt hielt, ein überwältigender und bis heute nachhaltiger Eindruck. Eine emotionsbesetzte Erinnerung.

„Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“, beteuert Psalm 137,5. Die Emotion, die hier mitschwingt, geht noch weit tiefer als bei meinem persönlichen Rückblick. Erinnerung ist „das unwillkürliche oder willentlich herbeigeführte Wiederauftauchen von Bewußtseinsinhalten, die dem ursprünglichen Erleben mehr oder weniger ähnlich sind oder zu sein scheinen“, definiert trocken ein philosophisches Wörterbuch². Im 137. Psalm soll Erinnerung tatsächlich wil-

1 Bibelarbeit, gehalten auf der Tagung der Evangelischen Bünde Hessen und Österreich zum Thema „Erinnerungsorte – verstörend – vergewissernd – Identität stiftend“ am 18. März 2017 in Eisenach/Thüringen

2 Philosophisches Wörterbuch, begr. von Heinrich Schmidt, 18. Aufl. neu bearb. von Georgi Schischkoff, Stuttgart 1969, S. 144

lentlich herbeigeführt werden, Erinnerung an eine Stadt, deren Bedeutung über ihre begrenzte ästhetische Wirkung – Jerusalem ist (und war wohl auch) keine „schöne“ Stadt – weit hinausgeht.

Erinnerung verbindet Gegenwart und Vergangenheit und leistet damit einen Beitrag zum Verstehen der Wirklichkeit, sagt der Historiker³. Auf die biblischen Traditionen übertragen bedeutet das: Indem sich das alte Israel, das Judentum wie auch die frühen Christinnen und Christen durch Erinnerungsorte und Erinnerungsakte auf Erfahrungen der Vergangenheit beziehen, finden sie zu einer kulturellen Identität bzw. sie vergewissern sich dieser Identität⁴. Ins ganz Persönliche gewendet hat dies Augustin in seinen „Bekennnissen“. Er sieht das Gedächtnis gleichsam als „Magen der Seele“, dem Freude und Trauer wie süße und bittere Speise übergeben werden⁵. Dabei erkennt er: „Das bin ich selbst, ich bin mein Erinnern, ich bin meine Seele.“⁶ Und er erschrickt: „Groß ist die Macht des Gedächtnisses. Welch schauerlich Geheimnis, mein Gott, welch tiefe, uferlose Fülle!“⁷

In welche – z.T. erschreckende – Tiefe des Erinnerns man eintauche kann, zeigt nun Psalm 137, dem unser Themenzitat entnommen ist. Einige Aspekte dieses interessanten Psalms möchte ich jetzt näher in Augenschein nehmen. Zunächst lese ich ihn in der Lutherübersetzung 2017:

- 1 *An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten,
wenn wir an Zion gedachten.*
- 2 *Unsere Harfen hängten wir
an die Weiden im Lande.*
- 3 *Denn dort hießen uns singen,
die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein:
„Singet uns ein Lied von Zion!“*
- 4 *Wie könnten wir des Herrn Lied singen
in fremdem Lande?*
- 5 *Vergesse ich dein, Jerusalem,
so werde meine Rechte vergessen.*

3 Vgl. *Jens Schröter*, Jesus von Nazareth. Jude aus Galiläa – Retter der Welt, Leipzig 2006, S. 22

4 Vgl. *ders.*, Art. Gedächtnis II. Biblisch, RGG 4. Aufl. Bd. 3, Sp. 525.

5 *Augustinus*, Bekennnisse, übersetzt von Joseph Bernhart, Nachwort und Anmerkungen von Hans Urs von Balthasar, Fischer Bücherei KG, Frankfurt a.M.-Hamburg, 1959, 10. Buch, Abs. 14, S. 183

6 A.a.O. 10. Buch Abs. 16, S. 185

7 A.a.O. 10. Buch Abs. 17, S. 186

- 6 *Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,
wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.*
- 7 *Herr, vergiss den Söhnen Edom nicht den Tag Jerusalems,
da sie sagten: „Reißt nieder, reißt nieder bis auf den Grund!“*
- 8 *Tochter Babel, du Vervüsterin,
wohl dem, der dir vergilt, was du uns getan hast!*
- 9 *Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt
und sie am Felsen zerschmettert!*

Der Psalm nimmt die Perspektive eines Rückblicks ein. Zwar scheint das babylonische Großreich noch zu existieren, es wird in den Versen 8 und 9 angere-det. Aber der Autor des Psalms gehört offenbar zu einer Gruppe von Menschen, die noch vor der kampflosen Einnahme der Stadt Babylon durch den Perserkönig Kyros II im Jahr 539 und der Rückwanderung nach Israel, die stärker erst 520 ein-gesetzt⁸ und insgesamt wohl in mehreren Wellen stattgefunden hat⁹, in die Heimat zurückkehren konnte¹⁰. Wer zurückkehrte, der kam in ein Gebiet von wirtschaft-licher Not und höchst unsicheren politischen Verhältnissen, erst 520 konnte der Bau des zweiten Tempels begonnen werden¹¹.

Ob die freudige Feststellung meines alttestamentlichen Lehrers Hans-Joachim Kraus „Ps 137 ist der einzige Psalm des Psalters, der sicher datierbar ist“¹² begründet ist, scheint mir zweifelhaft. Dass die Verse 1–3 im Präteritum gehalten sind („saßen wir ...“) zeigt jedenfalls, dass es sich um eine Erinnerung handelt.

Kopfzerbrechen hat den Auslegern die Form des Psalms bereitet. Er lässt sich in keine der sonst üblichen Gattungen einordnen, er ist einzigartig. Betrachtet man seine einzelnen Passagen, kann man aber feststellen, dass er aus mehreren Gattungselementen besteht¹³: Nämlich aus einem Klagelied des Volkes (Verse 1–4), das den „Grundklang“¹⁴ des Gedichts liefert, einem darin eingebauten Disput mit den babylonischen Unterdrückern (Verse 3–4), einer Selbstverfluchung, die

8 Vgl. *Rainer Kessler*, Sozialgeschichte des Alten Israel. Eine Einführung. Darmstadt 2006, S. 128

9 Vgl. *Antonius H.J. Gunneveg*, Geschichte Israels bis Bar Kochba, 2. Aufl. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1976, S. 127

10 *Martin Noth*, Geschichte Israels, 6. Aufl. Göttingen 1966, S. 279: „Es mag ja sein, daß damals Deportierte nach Jerusalem und in das Land Juda zurückgekehrt sind und daß persischerseits dem nichts in den Weg gelegt wurde; aber groß war deren Zahl vermutlich nicht ...“

11 Vgl. *Kessler* S. 139ff.

12 *Hans-Joachim Kraus*, Psalmen, 2. Teilband (BKAT XV/2), 3. Aufl. Neukirchen-Vluyn 1966, S. 905

13 Vgl. *Kraus* a.a.O.

14 *Kraus* a.a.O.

unser Thema abgegeben hat (Verse 5–6), und aus Fluchwünschen über Edom und Babel (Verse 7–9).¹⁵

Wo wurde dieses Lied, das schon ältere Ausleger als „gewaltig“¹⁶ und als ein „dichterisch hochbedeutende(s) Stück voll echten und ursprünglichen Empfindens“¹⁷ bezeichnet haben, gesungen? Wo hat es seinen „Sitz im Leben“?

Kraus hält es für „wahrscheinlich, daß der Psalm aus einer Klagefeier der Exilierten hervorgegangen ist“.¹⁸ Der Dichter des Psalms erinnert daran, wie sich die exilierten Jüdinnen und Juden an den Kanälen, „die das Schwemmland des unteren Euphrat und Tigris durchzogen“, versammelten, um (der Zerstörung?) Jerusalems zu gedenken. Wasser deutet auf Klageriten und auf kultische Waschungen in der Fremde. Auch dass die Leiern, die eigentlich zu fröhlichem Lob dienten, verstummen und an den Pappeln hängen, ist nach Kraus wahrscheinlich „keine lyrische Impression, sondern ein bestimmter Akt der gemeinsamen Klagefeier gewesen“.¹⁹

Der ganz besondere Ort

Gedacht wurde dabei an Zion. Zion, das war ursprünglich der Bergrücken, auf dem in vorisraelitischer Zeit die Jebusiterfestung gelegen hatte und dessen Name auf die Stadt Davids übertragen wurde und dann vor allem auf den Südosthügel, auf dem Salomo seinen Palast und seinen Tempel errichtet hatte. Das war die Stadt, die von den Propheten Jesaja, Jeremia und den Klageliedern als „Tochter Zion“ personifiziert wurde (Jes 1,8; 62,11; Jer 6,2; Klg 4,22), die Stadt mit dem Tempel, der während des Exils – auch noch eine Weile danach – in Schutt und Asche lag.

Doch Zion stand für sehr viel mehr. Seit der Errichtung des Tempels Salomos galt: Der Tempel auf dem Zionsberg ist der Ort, der den über der Bundeslade thronenden Jahwe-Gott Israels mit dem im Himmel thronenden Gott vermittelt, wo also Erde und Himmel zusammenkommen. Das wurde später auf

15 Nach *Hermann Gunkel*, *Die Psalmen*, Göttingen 1926, S. 580, gehört der Psalm „seinem Hauptinhalt nach der Gattung der ‚Flüche‘ an“.

16 *Gunkel* a.a.O. S. 578

17 *Rudolf Kittel*, *Die Psalmen*, 1. u. 2. Aufl. Leipzig 1914, S. 467

18 *Kraus* a.a.O.

19 Dagegen *Ulrich Kellermann*, Aufs. Psalm 137, *ZAW* 1978, S. 43–48, der Klagefeiern in Babylon zur Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems bestreitet und den Psalm in das gottesdienstliche Geschehen einer späteren Klagefeier in Jerusalem verweist (S. 54f)

den gesamten Gottesberg ausgedehnt. Hier wohnte der Gott, der König über die Götter (Ps 29,16), über den Erdbereich (Ps 24,1f; 47,3) und über die Völkerwelt (Ps 47,2.4.9.10) ist²⁰. Besonders wichtig wurde mit der Zeit der Gedanke, dass Jahwe die Stadt Jerusalem schützt. Er hält die fremden Völker, die die Stadt bedrohen, nieder (Ps 46,7) und ist eine „feste Burg“ für Jerusalem, das ja ursprünglich eine Festung gewesen war (Ps 46,4.8). Ja, das Lutherlied „Ein feste Burg“ geht aus von einem „Zionslied“, ohne selbst ein Psalmlied zu sein. Mehr noch: Vom Zionsberg geht nicht nur die Macht der Waffen, sondern Ethik aus. Jahwe ist der Hüter von Recht und Gerechtigkeit, die er im Gottesdienst an die Menschen überträgt. Psalm 24 schildert es farblich:

*„Wer darf auf des Herrn Berg gehen,
und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte?
Wer unschuldige Hände hat
und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge
und nicht schwört zum Trug:
der wird den Segen vom Herrn empfangen
und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heiles.“ (Ps 24,3-5)*

Gerechtigkeit als Gemeinschaftstreue mit den Schwachen. Sie war der Maßstab der Propheten für das Verhalten von Bürgern und Amtsträgern. Es gibt keine Sicherheit der Stadt ohne Gerechtigkeit!²¹

Dann aber war etwas Unfassbares geschehen: Die Stadt Jerusalem und der Tempel lagen in Trümmern. Jahwe war seiner Schutzfunktion nicht nachgekommen. Was während des Exils und danach aus der stolzen und siegesgewissen Zions- oder Jerusalemstheologie geworden ist, dazu zeigen sich für die Wissenschaft nur undeutliche Konturen. Manche Dokumente aus dieser Zeit sprechen dafür, dass man Gottes Gegenwart vom Tempel löste. Im Tempel wohnte nur noch Jahwes Name, er selbst hatte seine Wohnung im Himmel, so das deuteronomistische Tempelweihgebet Salomos (1. Kön 8,32) und der bekannte Spruch in Tritojesaja: „Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße!“ (Jes 66,1f). Das nachexilische Deuteronomistische Geschichtswerk, es umfasst das 5. Buch Mose, Josua, das Richterbuch, die beiden Samuel- und Königsbücher, wie auch die ebenfalls nachexilische Priesterschrift verlegt Jahwes Präsenz überhaupt vom Zion auf den Sinai/Horeb²².

20 Als Beispiele für Zionslieder nennt *Gunkel* a.a.O. S. 579 die Pss 46, 48, 76, 84,87, 122; für *Kraus* a.a.O. S. 137 trifft diese Gattungsbezeichnung nur für die Pss 76, 84, 87, 122 zu.

21 Vgl. *Eckart Otto*, Art. Zion, RGG 4. Aufl. Bd. 8, Sp. 1875

22 Vgl. *Otto* a.a.O. Sp. 1876

Veränderte Stimmungen

Aber gerade in dieser für uns dunklen Epoche ist unser Psalm 137 geschrieben worden, und zwar, wie schon festgestellt, aus der Perspektive der Verbannten. Ein Ort wie die Stadt mit dem Zionsberg, zumal wenn er theologisch und damit auch emotional so aufgeladen ist, ist, wenn man ihn vermisst, des schmerzlichen Erinnerens wert. Wie schmerzlich, das unterstreicht die Auseinandersetzung der Verbannten mit der höhnischen Aufforderung der Wächter in v. 3: „Singet uns ein Lied von Zion!“, ein Motiv, das an die Fragen der Feinde in anderen Psalmen erinnert: „Wo ist nun ihr Gott?“²³. Damit soll der Kontrast zwischen dem Inhalt der Zions-Lieder und der gegenwärtigen Situation der Exilierten deutlich werden²⁴. V. 4 zeigt: Lieder, die Jahwe verherrlichen, können in fremdem, unreinem Land nicht angestimmt werden. Kultisches Handeln ist dort nicht möglich²⁵. Das Erinnern wird schwer gemacht, verleidet vom höhnischen Unverständnis der Umgebung.

Und nun, in den Versen 5 und 6, verändert sich das Subjekt des Psalms. War es bisher – in trockenen grammatikalischen Begriffen ausgedrückt – die erste Person Plural, das „Wir“ einer klagenden Gemeinde, die sich der Erinnerung hinzugeben versuchte, so tritt jetzt ein „Ich“ in den Vordergrund, ein einzelner Sänger, der die Situation dramatisiert. Es ist eine schreckliche Selbstverfluchung, die den lyrischen Schleier, der über der Situation an den Kanälen der Stadt zu liegen scheint, zerreißt und die Spannung, die hinter dem tröstlichen Erinnern steckt, deutlich macht.

*„Vergesse ich dein, Jerusalem,
so werde meine Rechte vergessen.
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,
wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.“*

Das Themenzitat unserer Bibelarbeit wurde gewählt und mir vorgelegt wenige Wochen, bevor die Lutherübersetzung 2017 öffentlich präsentiert wurde. Und es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass das eben von mir verlesene Zitat anders lautet als im ausgedruckten Programm unseres Treffens. Nicht nur dass die neue Lutherbibel wieder von dem Akkusativ „dich“ zum archaischen genitivus objectivus „dein“ zurückgekehrt ist. Es geht vielmehr um ein hebräisches Wort, das man bislang für einen Schreibfehler des masoretischen (also des üblichen)

23 Z.B. Ps 79,10; 115,2

24 Vgl. Kraus a.a.O. S. 906

25 Vgl. Kraus a.a.O. S. 907

Textes hielt. Eigentlich, so war man der Meinung²⁶, habe „verdorren“ (*kačásch*) hier zu stehen, nicht „vergessen“ (im Sinn von: den Dienst versagen – *schakáčb*)²⁷. Inzwischen hat sich der Luthertext für die schon von älteren Exegeten vertretene Auffassung entschieden, nach der das zweifache „vergessen“ dem hebräischen Urtext am besten entspricht²⁸. Das mindert etwas die Schärfe des Bildes vom „Verdorren“, tut aber der gemeinten Sache keinen Abbruch. Denn was hier mit dem selbstverwünschenden Bild der am Gaumen klebenden Zunge drastisch kontrastiert wird, ist das Preisen Jerusalems. Das Gedenken an Jerusalem ist nichts anderes als die höchste Freude.

Aber die mit v. 5 eröffnete Dramatik hält an. Erinnern erhält eine Racheintention. Vor den folgenden Versen 7 und 9, mit denen der Psalm schließt, stehen wir bestürzt. Es sind zwei schreckliche Fluchwünsche, jetzt nicht mehr an sich selbst, sondern an andere gerichtet: Ein Fluchwunsch gegen das Volk der Edomiter, der andere gegen die Unterdrücker im Exil.

Edom, das auch in Stämmen organisierte Volk südöstlich des Toten Meeres, wird zurückgeführt auf den Stammvater Esau und gilt spätestens seit den Zeiten Davids gewissermaßen als „Erbfeind“ Judas. In den schweren Tagen des Untergangs Jerusalems soll es trotz Bündnisverhandlungen der Katastrophe nicht nur untätig zugehört, sondern laut den Propheten Ezechiel, Joel und Obadja sie mehr oder weniger aktiv und beifällig gefördert haben. Auch die Klagelieder sprechen von der Schuld der „Tochter Edom“ (Kgl 4,22). Die Stadt soll unter den anfeuernden Rufen der Edomiter untergegangen sein: „Reißt nieder, reißt nieder bis auf den Grund!“²⁹ Was immer damals tatsächlich geschehen sein mag, Jahwe wird jedenfalls herbeigerufen, um sich an dies alles zu erinnern – und es zu vergelten! Ein böses Erinnern: erinnern im Sinn von Böses nicht vergessen – und nicht vergeben!

Es ist den Exegeten schon immer aufgefallen, dass der Fluch gegen Edom dem gegen Babel, der eigentlichen Verursacherin der Not, vorangestellt ist. Es scheint um eine grausame Steigerung im Blick auf die „Tochter Babel“ zu gehen. Dem Rächer, der der „Verwüsterin“ Jerusalems vergilt, was sie „uns“, den Menschen Judas (Das Subjekt kehrt wieder in die erste pers. plur. zurück), angetan hat,

26 So *Kraus* a.a.O. S. 904

27 So *Kittel* a.a.O. S. 466

28 Neben *Kittel* a.a.O. S. 466 auch *Gunkel* a.a.O. 581f und *Georg Fohrer*, Psalmen, Berlin-New York 1993, S. 132 Anm. 5

29 *Walter Dietrich*, Art. Edom, RGG 4. Aufl. Bd. 2 Sp. 1062: „Aus der Luft gegriffen werden solche Vorwürfe nicht sein, doch sind sie übertrieben.“

wird – ironisch?³⁰ – gratuliert. Und gratuliert wird ihm dafür, dass er die jungen Kinder der Tochter Babel nimmt „und sie am Felsen zerschmettert“.

Ausflug in die Ratlosigkeit

Wir können nur entsetzt auf diese Zeilen reagieren. Fast verzweifelt winden sich die Ausleger, wenn sie diese Aussagen einordnen wollen. Hier ein kurzer Ausflug durch Stimmen aus der Exegese:

Martin Luther greift in einer Predigt von 1518 zum Mittel der Typologie: „Der Fels ist Christus, die kleinen Kinder sind unsre bösen Triebe und Wünsche. Was soll man tun, wenn man diese Triebe und Wünsche spürt? Wie soll man sie überwinden? Antwort: wenn man sie an den Felsen Christus schmettert ...“³¹ Später dann, im Jahr 1533, bezieht er die Stelle auf die reformatorischen Auseinandersetzungen, wenn er schreibt: „So ist es Babylon geschehen und wird auch unseren Edomitern und Babyloniern geschehen, die sich jetzt der armen zerrissenen Kirche und des zerstörten Gottesworts und Gottesdiensts freuen und ihrer spotten.“³² Für Johannes Calvin ist die Sachlage klar: „Der Wunsch, daß die zarten und noch unschuldigen Kindlein am Stein zerschmettert werden sollen, mag uns wohl grausam dünken. Allein er stammt nicht aus des Propheten eigenem Antrieb, sondern aus dem Munde Gottes und ist also nichts weiter als eine Ankündigung des gerechten Gerichtes nach dem Grundsatz, den der Herr ausspricht (Matth 7,2): ‚Mit welcherlei Maß ihr messt, wird euch gemessen werden.‘“³³ Im Jahr 1914 quält sich Rudolf Kittel sichtlich, wenn er davon spricht, „daß dichterische Größe und moralische Vorbildlichkeit verschiedene Dinge sind“. Um den Psalmdichter „psychologisch zur würdigen“ verweist er darauf, „daß er auch gegen sich selbst rücksichtslose Flüche ausstößt“ – gemeint sind die Verse 5 und 6. Dazu tröstet sich der Kommentator damit, dass dieser Fluch nicht die einzige Äußerung Israels gegen Babel sei, sondern Deuterocesaja in seinem Heilsuniversalismus „ganz gewiss auch an Babel gedacht“ habe.³⁴ Hermann Gunkels Urteil qualifiziert sich dann leider selbst, wenn er in seinem 1926 erschienenen berühmten Psalmenkommentar meint: „Die grausige Leidenschaft der Worte atmet den glühenden Hauch des alten Judentums, das sich auf Haß und Rache versteht, und ist von dem edlen

30 So *Kraus* a.a.O. S. 907

31 Hrsgeg. *Erwin Mühlhaupt*, D Martin Luthers Psalmen-Auslegung, 3. Bd. Psalmen 91-150, Göttingen 1965, S. 607

32 A.a.o. S. 606

33 *Johannes Calvin*, Auslegung der Heiligen Schrift in deutscher Übersetzung, 5. Bd. Die Psalmen 2. Hälfte, Neudruck 1930, Neukirche bei Moers, S. 602

34 *Kittel* a.a.O. S. 467

und reinen Geist des NT.s weit entfernt.³⁵ Um eine Entschuldigung bemüht sich 1961 Hans-Joachim Kraus, der in diesem Fluch einen „Hinweis auf die Grausamkeit der antiken Kriegshandlung überhaupt“³⁶ sieht und ihn darüber hinaus als eine Bitte versteht, „die an die Geschichtsmächtigkeit Jahwes appelliert“. Es gehe um die Entscheidung, „ob Jahwe – Gott ist oder die Großmächte triumphieren“. Nach Arthur Weisers noch 1987 in 10. Auflage erschienenem Kommentar darf man nicht vergessen, „wie ernst und männlich der Dichter zuvor um die Gewissheit und Ehre seines Gottes gerungen hat, ehe ihn die menschliche Leidenschaft übermannte“.³⁷ Erst Georg Fohrer nennt 1993 den Sachverhalt beim Namen: Aus dem Psalm spricht religiös begründeter Hass³⁸: „Der von den Babyloniern für ohnmächtig gehaltene Gott soll zeigen, daß er seiner nicht spotten läßt.“³⁹ Schließlich flüchtet sich die römisch-katholische Tübinger Alttestamentlerin Ruth Scoralick in einem 2012 erschienenen Aufsatz in den Verweis auf eine „metaphorische Dimension“ der besagten Verse und schlägt vor, den Vorgang symbolisch zu verstehen. Das Schlussbild des Psalms werde „lesbar als Hoffnung auf den Recht schaffenden Gott“.⁴⁰

Der Exkurs zeigt, es hilft nichts: Denkt man an Martin Luthers Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Klarheit der Schrift, wobei das äußere Wort – um das geht es ja hier – nichts ohne das Wirken des Heiligen Geistes vermag⁴¹, muss man in unserem Fall in aller Freiheit sagen: Das funktioniert hier nicht. Welchem Geist auch immer das äußere Wort entstammen mag, ein Medium des Heiligen Geistes ist es nicht.

Eine Reise von Nord nach Süd und wieder zurück

Ob nun aber Klage, Sehnsucht, Hass den 137. Psalm bestimmen, dahinter steht gleichsam als Folie das Lob Jerusalems und damit des Gottes, der über dem Zion thront und über seine Feinde triumphiert. Diese eindrucksvolle, aus der späten Königszeit stammende Zionstheologie überstrahlt die Tatsache, dass längst zuvor Erinnerungsorte entstanden waren, die den Glauben Israels zumin-

35 *Gunkel* a.a.O. S. 580

36 *Kraus* a.a.O. S. 907

37 *Arthur Weiser*, *Die Psalmen*, 2. Teil, 10. Aufl. Göttingen und Zürich 1987 (ATD), S. 550

38 *Fohrer* a.a.O. S. 133

39 *Fohrer* a.a.O. S. 135f

40 *Ruth Scoralick*, Aufs. *Gerechtigkeit und Gewalt. Psalm 137 in kanonischer Lektüre*, in: *Norbert Clemens Baumgart, Martin Nitsche* (Hg.), *Gewalt im Spiegel alttestamentlicher Texte*, Erfurter Theologische Schriften Bd. 43, 1. Aufl. 2012 Würzburg, S. 123-137, S. 130f

41 Vgl. *Ulrich H.J. Körtner*, *Einführung in die theologische Hermeneutik*, Darmstadt 2006, S. 97

dest zeitweise bestimmt haben. Wie der Jerusalemer Tempelberg sind es Kult- und Wallfahrtsorte, die in all ihrer Vielfalt zeigen, wie stark das Erinnern an die Heilstaten Jahwes an seinem Volk die Identität Israels geformt hat. Was an diesen Orten jeweils geschah, wie die Kulte konkret vollzogen wurden, ist für uns nur schwer auszumachen. Im Allgemeinen wird es sich um Brand- und Schlachtopfer für Dank und Bitte, um die Begehung von Festen, auch von Staatsakten, gehandelt haben, immer wieder auch synkretistisch überformt. Dazu dürften manche Stätten auch als Zufluchtsorte in Gefahr gedient haben.⁴²

Beginnen wir im Nordreich Israel. Dort ist Bethel an der Grenze zwischen den Stammesgebieten Benjamin und Ephraim, seit Jerobeam I, also seit dem 10. Jahrhundert vor Christus, bis ins 6. Jahrhundert zentrales Heiligtum (1. Kön 12,29.32)⁴³. Jerobeam habe nach 1. Kön 12, 26-33 in Bethel ein Stierbild aufgestellt, ein anderes in Dan, der nördlichsten Stadt Israels, die damit ebenfalls ein Reichsheiligtum beherbergte. Der König soll seinem Volk erklärt haben: „Es ist zu viel für euch, dass ihr hinauf nach Jerusalem geht; siehe, da sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben“ (1. Kön 12,28). Vermutlich aber war nur die Skulptur in Dan ein heidnisches Stierbild⁴⁴. An das dortige Heiligtum erinnerte man sich fortan als an das Paradebeispiel ketzerischen Kultes (Amos 8,14; 2. Kön 10,29). Jedenfalls geht es insgesamt hier auch um Erinnerung, um die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten.

Wir haben es hier mit einer der grundlegendsten Glaubensaussagen des Alten Testaments zu tun. Jahwe, der Gott Israels, ist der, der Israel aus Ägypten herausgeführt hat. Daran muss man sich erinnern, und mit dieser Tat Gottes begründet Israel seine Existenz und seine Sonderstellung im Kreis der Völker. Auf dieser Erinnerung, die zugleich auf Zukunft gerichtet ist, gründet Israels Glaube an den befreienden Gott und sein Mut zum Widerstand gegen Unterdrückung jeglicher Art. Eingeschlossen ist hier auch die Vorstellung vom Exodus als Israels Wallfahrt zum Zion, dem Götterberg Jahwes, eine Verbindung zur Zions-theologie, von der wir schon gesprochen haben. In dieser Perspektive sind auch die anderen Orte der Erinnerung zu sehen, die uns durch das ganze Land bis weit in den Süden führen.

Noch im Nordreich lag das uralte Sichem, heute in der Nähe von Nablus. Nach dem Auseinandergehen von Nordreich und Südreich unter Jerobeam I war

42 Vgl. *Hans-Joachim Kraus*, Gottesdienst in Israel. Grundriss einer alttestamentlichen Kultgeschichte, 2. Aufl. München 1962, S. 160ff; 203ff; *Beate Ego*, Art. Kult/Kultus IV Altes Testament und Antikes Judentum, RGG 4. Aufl. Bd. 4, Sp. 1807-1809

43 Vgl. *Ernst Axel Knauf*, Art. Bethel, RGG 4. Aufl. Bd. 1, Sp. 1375f

44 Vgl. *Knauf* a.a.O. S. 1376

es zeitweilig Hauptstadt der nördlichen Stämme Israels. An diesen Ort knüpfte sich etwa seit dem 5. Jahrhundert vor Christus die Erinnerung an Jakob, der sich in Sichem niedergelassen und dem „Gott Israels“ ein Heiligtum gegründet haben soll⁴⁵, sogar das Gedenken an Abraham wird mit diesem Ort in Verbindung gebracht (Gen 12,6). Der Erzvater soll diesen Ort, der offenbar schon vor seiner Zeit als heilig galt, besucht haben.⁴⁶

Silo im Stammesgebiet Ephraim, also im Südreich Juda, war in vormonarchischer Zeit religiöses Zentrum der Stämme Israels bis zur Zerstörung durch die Philister, es war Ort der Stiftshütte und der Bundeslade. Mit einem Jahresfest dort ist die Erinnerung an die eigenartige Geschichte von den Raubhehen der Benjaminer verknüpft. Als ihnen nach einem Strafgericht von den Männern Israels die Frauen verweigert werden, wird ihnen aber der Tipp gegeben: „Geht hin und legt euch auf die Lauer in den Weinbergen. Wenn ihr dann seht, dass die Töchter Silos zum Reigentanz herausgehen, so brecht hervor aus den Weinbergen und holt euch jeder eine Frau von den Töchtern Silos und geht heim ins Land Benjamin.“ (Ri 21,20f) Das geschah, ob es die Töchter Silos und ihre Familien besonders lustig fanden, ist nicht überliefert. Jedenfalls lautet der letzte Satz der Geschichte und zugleich des Richterbuches: „Zu der Zeit war kein König in Israel; jeder tat, was ihm recht dünkte.“ (Ri 21,25)

Das Heiligtum von Gilgal in der Jordansenke erinnerte an ein für Israels Selbstverständnis maßgebliches Ereignis, den Jordandurchzug unter Josua: „Und Josua richtete zwölf Steine auf mitten im Jordan, wo die Füße der Priester gestanden hatten, die die Bundeslade trugen; diese sind noch dort bis auf den heutigen Tag“ (Jos 4,9). Wenn es kurz darauf heißt: „Und die zwölf Steine, die sie aus dem Jordan genommen hatten, richtete Josua auf in Gilgal ...“ (Jos 4,20), so wurden zwei verschiedene Traditionen, die von Steinen im Bett des Jordan und die von im Heiligtum aufgestellten Steinen, ineinandergeschoben⁴⁷. Der Gedanke an das identitätsstiftende Schilfmeerwunder, das selbst keinen Ort kennt, liegt jedenfalls nahe.

Auf Abraham zurückgeführt werden die Grundwasserbrunnen ganz im Süden in der Oase von Beersheba im Negev. Das Heiligtum, das eng mit den Erzvätertraditionen verbunden ist, ist seit der frühen Königszeit nachweisbar. Abraham einigt sich mit dem König Abimelech: „Sieben Lämmer sollst du von meiner Hand nehmen, damit sie für mich ein Zeugnis seien, dass ich diesen Brunnen gegraben habe. Daher heißt die Stätte Beersheba (Schwurbrunnen; Verf.),

45 Gen 33,17-20; vgl. *Eckart Otto*, Art. Sichem, RGG 4. Aufl. Bd. 7, Sp. 1296

46 Vgl. *Claus Westermann*, Genesis, 2. Teilband Genesis 12-36 (BKAT), Neukirchen 1981, S. 178f.

47 Vgl. *Martin Noth*, Das Buch Josua, 2. Aufl. 1953 (HAT), S. 31

weil sie beide miteinander da geschworen haben“ (Gen 21,30f). Die Abrahamtradition wird weitergeführt durch Isaak (Gen 26,23ff), der in Beerseba nach einer Vision, die ihn an seinen Vater Abraham erinnert, seine Zelte aufschlägt, einen Altar errichtet und ebenfalls einen Brunnen baut. Später opfert Jakob vor seinem Zug nach Ägypten in Beerseba (Gen 46,1)

Der Berg Garizim – wir sind wieder im Nordreich –, ist bis heute das Hauptheiligtum der Samaritaner. Er wird auch „Segensberg“ genannt und erinnert daran, dass nach dem Deuteronomium (5. Buch Mose) bei der Landnahme „der Segen“ auf diesen Berg gelegt werden soll: „Wenn dich nun der Herr, dein Gott, in das Land bringt, in das du kommen sollst, es einzunehmen, so sollst du den Segen sprechen lassen auf dem Berge Garizim und den Fluch auf dem Berge Ebal.“⁴⁸ Auch dass im Richterbuch Jotham seine freche königskritische Fabel, in der unter allen Bäumen allein der (nutzlose) Dornbusch sich zum König salben lassen will, ausgerechnet vom Gipfel des Garizim den Einwohnern des am Fuß des Berges liegenden Sichem zurief (Ri 9,7), zeugt von der Erinnerungsrelevanz dieses Ortes. Vermutlich seit der Zeit Alexanders d.Gr. war dann Sichem das Zentrum und auf dem Garizim das Heiligtum der Samaritanischen Gemeinde, die sich nach dem Kyros-Erlass und der Abweisung durch die Judäer beim Wiederaufbau gebildet hatte⁴⁹. Der „Segensberg“ war⁵⁰ für sie der einzig legitime, von Gott erwählte Kultort.

Der neue Erinnerungsort

Am Fuße des Garizim befindet sich der Jakobsbrunnen, der wieder an die Erzvätertradition erinnert – und zugleich ins Neue Testament führt. Gezeigt wird noch heute in der Krypta einer Kreuzfahrerkerche ein sehr alter Schachtbrunnen, an dem das in Joh 4 geschilderte Gespräch Jesu mit der Samariterin stattgefunden haben soll. Hier am Pass zwischen den Bergen Garizim und Ebal schließt sich der Kreis zu Jakob und seinem schon erwähnten Grundstück, das er dann an seinen Sohn Josef weitervererbt haben soll (Gen 48,21f), dessen Grab nach einer offenbar späteren Tradition⁵¹ wiederum in der Nähe verehrt wurde (Jos 24,32).

Und hier, ausgerechnet an diesem erinnerungsmächtigen Ort, wird im Neuen Testaments ein grundlegender Umschlag gleichsam vorexerziert: Im Neuen

48 Dtn 11,29; entspr. 27,12 und Jos 8,33

49 Vgl. *Gillis Gerleman*, Art. Samaritaner, *Biblich-Historisches Handwörterbuch* Bd. III, Sp. 1660f

50 Nach Dtn 11,29

51 Vgl. *Noth*, *Josua*, S. 141

Testament erinnert man sich nicht an bestimmte Orte. Höchstens der Jerusalemer Tempel hat diese Funktion, wenn er, wie in der lukanischen Kindheitsgeschichte (Lk 2,41) und in den Passionsgeschichten der Synoptiker (Mk 14,12-16parr), zum Passafest (auch Joh 2,13), aber auch zum Wochenfest (Apg 2,5-11) und Laubhüttenfest (Joh 7,1ff) aufgesucht wird.⁵² Den Grund für diese praktische Fehlanzeige nennt ein schöner Text im Johannesevangelium. Es ist das Gespräch Jesu mit der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen, in dem mit wenigen Sätzen die Erinnerung an bestimmte Orte und an bestimmten Orten delegitimiert und weggewischt wird. Die Samaritanerin verweist Jesus auf den Garizim:

Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll. Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet ... Aber es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh 4,20-21. 23-24)

Die von der Frau erfragte Alternative der Anbetungs- und Erinnerungsorte Garizim oder Jerusalem bleibt unbeantwortet. Jetzt ist die eschatologische Zeit, die keinen fixen Ort braucht. Gegenwart und Zukunft fallen zusammen, die Vergangenheit gilt nicht mehr, die Frage nach konkreten Erinnerungsorten ist gegenstandslos. Die Stunde kommt und ist schon da, und zwar in Jesus und seinem Wort. Jetzt wird „im Geist“ „die Wahrheit“ angebetet, die sich in Jesus offenbart⁵³. Das ist eine Spiritualisierung. Obwohl im Johannesevangelium davon nicht ausdrücklich die Rede ist, viel mehr bei Paulus und in den Synoptikern, führt sie an jenen „Ort“ des Erinnerns, der als „Herrenmahl“ oder Abendmahl seit der ersten Zeit christlichen Glaubens bis heute von Christinnen und Christen aufgesucht wird. Hier wird erinnert an Jesus und die Mahlgemeinschaft mit ihm. Dadurch entsteht ganz aktuell Gemeinschaft mit dem Herrn und an dem von ihm verwirklichten Reich Gottes, seinem Heil.

Ich kann hier keine neutestamentliche Abendmahlstheologie entfalten. Entscheidend für uns ist die Aufforderung, die in der ältesten Überlieferung der

52 Gemäß Ex 34, 18-24, wo allerdings von Jerusalem und vom Tempel noch keine Rede ist.

53 Vgl. *Rudolf Bultmann*, Das Evangelium des Johannes. 10. Aufl. Göttingen 1964, S. 141f; *Ernst Haenchen*, Das Johannesevangelium. Ein Kommentar aus den nachgelassenen Manuskripten hersegg, von *Ulrich Busse*, Tübingen 1980, S. 244f. Ähnlich *Hartwig Thyen*, Das Johannesevangelium, Tübingen 2005, S. 260: „Die Stunde bleibt (...) zukünftig, sie wird kommen. Gegenwärtig und wirksam ist sie einstweilen allein in dem ‚Sohn‘, der hier die künftige Anbetung des ‚Vaters‘ verheißt. Legitimiert ist diese künftige Anbetung nicht mehr durch die heiligen Stätten, an denen sie geschieht (...), sondern durch ihre inhaltliche Bestimmung.“

Abendmahlsworte, nämlich bei Paulus, erscheint und auch bei Lukas aufgenommen ist: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Im 1. Korintherbrief mit großem Nachdruck: „Das ist mein Leib für euch; das tut zu meinem Gedächtnis.“ (1. Kor 11,24) und noch einmal: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis.“ (1. Kor 11,25)⁵⁴ Und im Lukas-evangelium: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis.“ (Lk 22,19)⁵⁵

Das ist mehr als nur ein „Wiederholungsbefehl“, der die Abendmahlsworte auf ihren wiederholten liturgischen Gebrauch hin stilisieren soll, wie diese Formulierung in der exegetischen Literatur manchmal beiseitegeschoben wird.⁵⁶ Es ist auch mehr als Erinnerung, die nur Rückblick ist. Es ist aktuelle Vergegenwärtigung, Aktualisierung einer Verheißung: Jesus selbst will jetzt gegenwärtig sein. Wo immer sein Mahl gefeiert wird, da ist sein Ort. Anderer Orte bedarf es nicht mehr, auch nicht jenes Ortes in Jerusalem, der im 15. Jahrhundert als gotischer Saal, als angeblicher „Abendmahlssaal“, erbaut wurde.

Damit sind wir wieder zurückgekommen an unseren Ausgangsort, den Ort so vieler Erinnerungen: „Vergesse ich dein, Jerusalem ...“ Schon auf den ersten Seiten seines großen Werkes „Gedächtnis, Geschichte, Vergessen“ spricht Paul Ricoeur vom Erfassen der „Urerfahrung der zeitlichen Distanz“, der „Tiefe der vergangenen Zeit“⁵⁷. Ich denke, diese Stadt, die immer wieder – oft in erschreckenden Zusammenhängen – in den Medien vorkommt, kann uns, ob wir sie besuchen oder nicht, dazu anleiten, diese Urerfahrung zu machen und in die Tiefe der Vergangenheit in einem ganz speziellen Sinn einzutauchen. Nicht, weil wir fixiert wären auf Plätze, zu denen wir pilgern, um besondere Spiritualität zu tanken. Sondern weil einst von diesem Ort etwas ausgegangen ist, das keinen festen Ort braucht, um uns heute daran zu erinnern, dass wir an jedem Ort unseres Lebens begleitet sind.

Zum Autor:

Pfarrer i.R. Dr. theol. Christoph Weist, nach Tätigkeit als Gemeindepfarrer in Wien und im Burgenland bis 2011 Leiter des Amtes für Hörfunk und Fernsehen der Evangelischen Kirche A.u.H.B. in Österreich und Chefredakteur der Kirchenzeitung SAAT. Seit 1983 stellvertretender Obmann des Evangelischen Bundes in Österreich.

54 Siehe dazu *Hans Conzelmann*, *Der erste Brief an die Korinther*, 1. Aufl. Göttingen 1969, S. 233ff

55 Vgl. *Eduard Schweizer*, *das Evangelium des Lukas* NTD Bd.3, 1. Aufl. Göttingen 1982, S. 223

56 So bei *Gerd Theißen*, *Anette Merz*, *Der historische Jesus*. Ein Lehrbuch 3. Aufl. Göttingen 2001, S. 368

57 *Paul Ricoeur*, *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, Heinz Jatho und Markus Sedlaczek, München 2004, S. 24

Die Vergangenheit ist nicht abgeschlossen

Religiöse Aspekte des Erinnerns

von Hermann Düringer

Wenn wir von Erinnerung und Gedächtnis sprechen, sprechen wir von einem konstituierenden Element dessen, was den Menschen ausmacht. Und irgendwie unterscheidet sich unser Erinnern von dem unserer Hauskatze, die, nachdem sie unterwegs war, sich selbstverständlich auch daran erinnert, wo ihr Eingang ist.

Als Menschen dagegen gestalten und konstruieren wir Erinnerung. Wir rufen Geschichte auf – oder auch nicht, wir sprechen von ihr – oder nicht. Über *diesen* Teil der Geschichte schreiben wir Bücher und drehen Filme – über *jenen* nicht. Manchmal holen wir die Erinnerung an längst Vergessenes oder Verdrängtes wieder ins Bewusstsein. Erinnerungen können traumatisch sein, andere sind beglückend. Weil wir es sind, die Erinnerung gestalten, muss über Erinnerung auch – wenn es sein muss heftig – gestritten werden.

Was wir erinnern und was wir vergessen, macht weitgehend auch das aus, was wir das ICH nennen. Geschichtsbewusstsein und Identität hängen aufs Engste miteinander zusammen. – Das „ICH“ ist eine Erzählung von dem, was es selbst und andere von ihm erinnern. Das gilt für ein personal-individuelles Subjekt genauso wie für ein kollektives.

In den Mittelpunkt meines Beitrags will ich die Frage stellen: **Was hat Erinnerung mit Religion und Theologie zu tun?**

Matthias Ulrich hat mich angesprochen u.a. wegen meiner Arbeit für „Zeichen der Hoffnung – Znaki Nadziei“, einer evangelischen Initiative für eine bessere Zukunft zwischen Deutschen und Polen und der Begegnungen mit KZ-Überlebenden in Polen, sowie meiner Erfahrungen mit Gedenkstätten, die an die Opfer der Nazi-Tyrannie erinnern. Davon gehen meine folgenden Überlegungen aus.

1. Erinnern – Eingedenken

Eine theologische Debatte zwischen zwei Nicht-Theologen Max Horkheimer und Walter Benjamin

Auf einer Tagung zum Thema Erinnerungskultur stellte eine säkulare Historikerin eine sehr interessante Frage. Sie fragte: „Warum haben sich so wenige Erinnerungsrituale herausgebildet, die ohne religiöse Bezüge auskommen?“ Meine These dazu lautet: Weil es eine Erinnerung ohne religiöse Bezüge nicht gibt, also auch keine Erinnerungsrituale.

Ich will dieser Vermutung und Antwort nachgehen, indem ich einen sehr interessanten Disput und sein theoriegeschichtliches Weiterwirken in Erinnerung rufe. Einen Disput, der in den späten 30er Jahren des 20. Jahrhunderts – also noch vor dem Zweiten Weltkrieg und der Shoa – geführt wurde zwischen den beiden Philosophen und Literaten Max Horkheimer und Walter Benjamin.

Walter Benjamin hatte 1937 in einem Aufsatz für die „Zeitschrift für Sozialforschung“¹ davon gesprochen, „die Vergangenheit sei nicht abgeschlossen“. Horkheimer hat dieser eher en passant geäußerte Gedanken sehr beschäftigt. Und dann hat er ihm ganz entschieden widersprochen. Er schrieb an Benjamin: „Die Feststellung der Unabgeschlossenheit ist idealistisch. Das vergangene Unrecht ist geschehen und abgeschlossen. Die Erschlagenen sind wirklich erschlagen.“ Ganz ähnlich hatte er sich schon ein paar Jahre zuvor geäußert: „Was den Menschen, die untergegangen sind, geschehen ist, heilt keine Zukunft mehr. ... die Vorstellung des Jüngsten Gerichts ..., bildet nur einen Überrest des primitiven Denkens, das die nichtige Rolle des Menschen in der Naturgeschichte nicht erträgt.“ Deshalb endet Horkheimers Kritik an Benjamin in der pejorativen Feststellung: „Letzen Endes ist Ihre Aussage theologisch.“

Schon im Entwurf seines Passagenwerkes hatte Walter Benjamin sich zu dieser Thematik geäußert: „Das Korrektiv dieser Gedankengänge liegt in der Überlegung, dass die Geschichte nicht allein eine Wissenschaft, sondern nicht minder eine Form des Eingedenkens ist. Was die Wissenschaft festgestellt hat, kann das Eingedenken modifizieren.“ Dann fährt er fast demonstrativ fort: „Das ist Theologie. Aber im Eingedenken machen wir eine Erfahrung, die uns verbietet, die Geschichte grundsätzlich atheologisch zu begreifen, so wenig wie wir sie in unmittelbar theologischen Begriffen zu schreiben versuchen dürfen.“

1 *Walter Benjamin*: Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker. In: Zeitschrift für Sozialforschung. Jg. 6, 1937, S. 346-381

Benjamin hat den Begriff des Eingedenkens (der ursprünglich von Ernst Bloch stammt) geprägt, um das Erinnern offen zu halten für ein „Mehr als“, das in jeder Erinnerung mitschwingt.

Eingedenken ist mehr als eine subjektive Erinnerung, mehr als an etwas denken, das gewesen ist. Es geht auch nicht auf in einer bloß historisch-wissenschaftlichen Feststellung von Gewesenem.

Worauf Benjamin hinweist, hat zunächst den Charakter einer Intuition, die die meisten Menschen vermutlich teilen: Das Gedächtnis der Opfer, ja jede Erinnerung hat eine die Faktizität von Raum und Zeit – irgendwie – transzendierende Dimension. Und die besteht, wie Benjamin das ausdrückt, in der Unabgeschlossenheit der Geschichte und der Zeit. Darüber lässt sich in der Sprache der Wissenschaften nicht reden, aber eben in poetischen Bildern und in religiösen Metaphern – und vielleicht in der Sprache einer andächtigen Stille, die mehr ist als phonetische Leere.

Lässt sich mit der Benjaminschen Rede vom Eingedenken aber die These stützen, dass Erinnerung immer eine religiöse Konnotation hat? Eingedenken ist bei Benjamin selbst kein positiv theologischer Begriff. Aber Ausdruck der Überzeugung, dass ein angemessenes Verständnis von Erinnerung ohne Theologie nicht zu haben ist. Seine Position lässt sich als Spielart einer negativen Theologie beschreiben, wie sie im biblischen Bilderverbot, in der jüdischen Mystik oder in der christlichen Kenosis-Lehre anklingt. (Horkheimer hat sich in späteren Jahren den Überlegungen Benjamins stark angenähert.)

2. „Anamnetische Vernunft“ – Grenzfall oder Grundlage kommunikativer Vernunft

Fortsetzung der Debatte

Jürgen Habermas und Johann Baptist Metz

Es ist interessant zu verfolgen, wie diese Thematik in der Kritischen Theorie bei Jürgen Habermas aufgenommen und weitergedacht wird.

Seine „Theorie des kommunikativen Handelns“ ist eine säkulare Theoriekonstruktion, die den emanzipativen Gesellschaftsvisionen, wie sie aus der Aufklärung – wie immer sie heißen – hervorgegangen sind, verpflichtet bleibt. Er weiß aber auch, wie immer die Projektionen einer zukünftigen freien und

gerechten Gesellschaft lauten, sie bleiben belastet mit den Opfern der Vergangenheit. Und die zentrale Frage begleitet ihn: **Kann aber eine Welt je als versöhnt gelten, solange die Opfer der Geschichte unversöhnt am Wegrand zurückbleiben?**

Immer wieder kommt Habermas auf diese „Grenzfrage“ einer Theorie des kommunikativen Handelns zu sprechen. Es geht darum, wenigstens ein Stück von diesem Brocken diskursethisch zu verdauen, der von Walter Benjamin mit seinem Begriff des Eingedenkens aufgetischt worden ist.

Habermas spricht statt von Eingedenken lieber von der „schwachen Kraft anamnetischer Solidarität“. Sie bleibt ausgerichtet auf die Idee „universaler Versöhnung“. Denn universale Versöhnung, konsequent gedacht, fordert eine Einbeziehung der Geschichte und ihrer Opfer. Denn eine möglicherweise einmal in einer zukünftigen historischen Epoche erreichte Gerechtigkeit wäre keine universale, denn sie müsste die Opfer, die auf dem Weg zu ihr gelitten und ihr Leben verloren haben, als Mittel zum Zweck degradieren. Es ist die säkular gewendete Theodizee-Frage, die keine befriedigende Antwort findet.

An Benjamin anknüpfend schreibt Habermas: „*Nun debnt sich unsere Verantwortung auch noch auf die Vergangenheit aus. Diese wird nicht einfach als etwas Faktisches und Fertiges hingenommen. Walter Benjamin hat wohl am präzisesten den Anspruch bestimmt, den die Toten auf die anamnetische Kraft der lebenden Generation erheben. Wir können vergangenes Leid und geschehenes Unrecht gewiss nicht wieder gutmachen; aber wir haben die schwache Kraft einer sühnenden Erinnerung ...*“ („Wir können uns unsere Traditionen nicht aussuchen, aber wir können wissen, dass es an uns liegt, wie wir sie fortsetzen. Jede Traditionsfortsetzung ist nämlich selektiv, und genau diese Selektivität muss heute durch den Filter der Kritik, einer willentlichen Aneignung der Geschichte, wenn Sie wollen: des Sündenbewusstseins hindurch.“²)

Meint „*die schwache Kraft einer sühnenden Erinnerung*“ etwas anderes als den Vorsatz, für die Zukunft aus der Vergangenheit zu lernen? Die Absicht, solches zu tun, ist nicht nichts und verdient Anerkennung, aber so etwas wie universale Versöhnung gibt er eher nicht her.

Als Theologe hat sich Johann Baptist Metz, Professor für Fundamentaltheologie in Münster, am stärksten und wirkungsvollsten in diese Debatte eingebracht. Über viele Jahre führte er ein intensives Gespräch mit Habermas, in dem die Problematik einer anamnetischen Vernunft an zentraler Stelle steht. Metz vertritt die

2 J. Habermas, Die nachholende Revolution, 1990, S. 155f

These, dass kommunikative Vernunft im Konzept einer anamnetischen Vernunft zu fundieren wäre.

Einer anamnetischen Vernunft, wie er sie im biblischen Denken vorfindet. Im Unterschied zu „Athen“, wo die Anamnesis, „zeitenthoben“ um Urgestalten vor aller Geschichte kreise, gedenke die jüdische Erinnerung der Opfer in der Geschichte. „Jerusalem“ fragt nach dem Schicksal Unschuldiger; „Athen“ fragt nach zeit- und geschichtslosen Mustern.

Biblisches Denken fordere zur memoria passionis auf, um dem Schrei ein Gedächtnis und der Zeit ein Ziel zu geben.

Ausführlich antwortet Habermas Metz in dem Beitrag „Israel und Athen: Wem gehört die anamnetische Vernunft?“ Einig sind sich beide in dem Bemühen, der anamnetischen, der erinnernden Vernunft und damit der Geschichte menschlicher Leiden zu ihrem Recht zu verhelfen. Wo allerdings Habermas nüchtern konstatiert: *„Dieser religiöse Begriff der ‚Rettung‘ übersteigt gewiss den Horizont dessen, was die Philosophie unter Bedingungen nachmetaphysischen Denkens plausibel machen kann.“* ...

... hält Metz an den Begriffen Rettung und Erlösung als Kern und Ziel einer anamnetischen Vernunft fest und spricht von Eingedenken als „mystischer Kraft einer retroaktiven Versöhnung“.

3. „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“ – nicht umgekehrt

Seit den 1980er Jahren hat ein Satz des Rabbiners Israel Ben Elieser, genannt Baal Schem tow (1700–1760), eine erstaunliche Popularisierung erfahren: „Das Geheimnis der Erlösung ist Erinnerung.“ Dieser Satz hat eine regelrechte Inflationierung erfahren.

Man kann ihn in vielen Ansprachen hören, die an Gedenkstätten gehalten werden, sei's am 9. November, am 27. Januar oder an einem anderen Jahrestag der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft.

Besonders seit der berühmten Rede, die der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985 zum 40. Jahrestag des Kriegsendes vor dem deutschen Bundestag gehalten hat. Diese Rede hat zu Recht viel Anerkennung gefunden, nicht zuletzt, weil in ihr meines Wissens zum ersten Mal der Tag

des Kriegsendes von staatlicher Seite als Tag der Befreiung bezeichnet wurde – und sie zeigt zugleich, wie verschieden Erinnerung gedeutet werden kann.

Von Weizsäcker zitierte das Wort von der Erinnerung, die das Geheimnis der Erlösung sei. Zwei Jahre später zierte es eine Briefmarke.

Hat Von Weizsäcker damit eine religiöse Antwort gegeben? Hat er Erinnerung in einen religiösen Verstehenshorizont gestellt? Zumindest verweist der Gebrauch dieses Zitats darauf, dass hier ein religiöser Aspekt im Spiel ist.

Kritiker haben aber immer wieder und zu Recht darauf hingewiesen, dieser rabbinische Satz werde seiner religiösen Einbindung entkleidet, wenn man sein religiöses Heilsversprechen in ein „säkulares System der Vergangenheitsbewältigung“ transformiere. Ganz so, als ob bei richtiger Erinnerung Erlösung, zumindest die der eigenen Schuldgefühlen winke.

Man kann diesen Satz aber nicht angemessen zitieren, wenn man ihn aus seinem religiösen Kontext löst. Der Satz lautet nämlich *nicht*: Das Geheimnis der Erinnerung ist Erlösung, im Sinne von „auf Erinnerung folgt Erlösung“. Es geht um das „Geheimnis der Erlösung“. Und die – die Erlösung – ist untrennbar an Erinnerung geknüpft. Das ist der religiöse Kern der rabbinischen Überlegung.

Diese Erlösung ist mehr als „Verständigung über den Gräbern“ und Hoffnung auf Besserung. Es geht ja nicht nur und nicht in erster Linie um Befreiung und Erlösung der Überlebenden – der einen von ihren Traumata, sofern sie zu den Verfolgten gehörten –, der anderen von ihrem schlechten Gewissen, sofern sie zu den Verfolgern bzw. deren Nachfahren gehören.

Erlösung ist im jüdischen wie auch im davon entlehnten christlichen Verständnis eine messianische Kategorie, die die Geschichte als Ganze betrifft.

Was hat Erlösung als Hoffnung auf das messianische Reich, auf den „neuen Himmel und die neue Erde“ mit Erinnerung, mit dem Blick zurück zu tun? Erlösung geschieht nicht ohne die Opfer der Geschichte. **Erinnerung bewahrt die Opfer für den Tag der Erlösung.** Ihr Inhalt ist das „Wiederbringen der Verlorenen“.

Die Hoffnung auf solche endzeitliche Erlösung impliziert – dem, der glaubt – das Aufbrechen eines Gewalt- und Schuldzusammenhangs schon hier und jetzt. *In diesem Sinne* ist Versöhnung unter den Überlebenden, unter nachfolgenden Generationen, ja unter Tätern und Opfern hier und heute schon möglich. Gegen-

wärtiges Versöhnungshandeln ist gleichsam ein Angeld auf die große, die messianische Erlösung.

4. Erinnern und Vergegenwärtigen

Zentrale Kategorien jüdischer und christlicher Theologie

Für biblisches Denken und damit für alle, die sich auf dieses Denken und seine Geschichte in der Tradition von Synagoge und Kirche beziehen, ist die Kategorie der Erinnerung von ganz elementarer Bedeutung. Ja, man muss sogar sagen: Sowohl das Judentum als auch die christlichen Kirchen sind zuallererst Erinnerungs- oder Gedächtnisgemeinschaften. Für Juden ist das am deutlichsten in der Pessach-Feier präsent. In 2. Mose 13,14 heißt es: „Wenn dich dann künftig dein Sohn fragt, was das bedeute, dann sollst du ihm sagen, Gott hat uns mit mächtiger Hand aus Ägypten, aus der Knechtschaft geführt.“ Indem man diese Geschichte vergegenwärtigt, wird die feiernde Generation heute mit dieser ersten Generation vereint.

Das zentrale Sakrament des Christentums ist ebenfalls ein Gedächtnismahl. „Das tut zu meinem Gedächtnis“, sagt Jesus, nachdem er mit seinen Jüngern das Sedermahl gefeiert hat. In jedem Abendmahl, in jeder Eucharistiefeier, feiert die Christenheit nicht allein das Andenken an Jesus von Nazareth, sondern indem sie sich erinnert, feiert sie seine Gegenwart. Solche Erinnerung als Vergegenwärtigung ist im Judentum wie im Christentum Verheißung und Hoffnung auf noch Ausstehendes, auf das alle Geschichte umgreifende Reich Gottes, auf die Ewigkeit, die keine Verlängerung von Zeit ins Unendliche ist, sondern das Andere der Zeit.

Gedächtnis ist in diesem Verständnis eben mehr als ein „Darandenken“, was in der Vergangenheit einmal war. Es ist zugleich eine Relativierung der Zeit. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Kategorien unserer Anschauung, aber es sind keine ontologisch absoluten Größen. Im Psalm 90 kann man lesen: Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Gedanklich können wir den merkwürdigen, Vergänglichkeit negierenden Satz sagen: Was gestern war, wird morgen und niemals mehr nicht geschehen sein. Und Endzeit und Gegenwart fallen zusammen, denn der – weiß der Himmel wann – (wieder-)kommende Messias wirkt heute. Der Glaube denkt immer auch kontrafaktisch, das heißt hier: gegen die herrschende Zeitstruktur und die Erstarrung der Geschichte. (Walter Benjamin hat in seinen Geschichtsphilosophischen Thesen mit dem „Engel der Geschichte“ eine Metapher dafür geschaffen.)

Positivistisch denkende Zeitgenossen mögen sagen, der Glaube sei realitätsverweigernd. Ich halte es für angemessener zu sagen: Der Glaube ist realitätserweiternd, hält Erfahrung und Denken offen für andere Dimensionen der Wirklichkeit – und feiert das in der liturgischen Praxis.

„Ihnen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern Denkmal und Namen (Yad vaSchem) geben. ... Einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll“, heißt es bei dem Propheten Jesaja (56,5). Das ist der Vers, der der israelischen Gedenkstätte für die Opfer der Shoah, Yad Vashem, den Namen gegeben hat.

Der „ewige Name“ steht bei Jesaja für das jüdische Volk. Als Christen lesen wir den Text so deutungsoffen, dass er gleichermaßen für jeden Einzelnen gelten kann. Die Geschichte jedes Menschen ist offen – sub specie aeternitatis. Sie ist zum Einen in dem Sinn offen, dass sie über den Tod hinaus weiterwirkt und von anderen erinnert wird. Und sie bleibt zum Anderen offen in einer uns verborgenen Weise, die wir „ewig“ nennen.

Dass also in einem ganz allgemeinen Sinn der Toten namentlich gedacht wird, dass im Besonderen auf der Mauer des Jüdischen Friedhofs in Frankfurt die Namen der Verschleppten und Ermordeten auf kleinen Täfelchen angebracht werden, dass die Namen von Ermordeten auf so genannten Stolpersteinen in das Straßenpflaster geschrieben werden, dass auch die Namen von im Krieg getöteten Soldaten auf Kriegsgräberfriedhöfen genannt werden und nicht nur summarisch Zahlen von Toten notiert werden, das ist Ausdruck der Hoffnung und Verheißung: „Einen ewigen Namen will ich ihnen geben.“ Der „ewige Name“ benennt zudem eine unbedingte und unverfügbare Würde der Person. Ein letztes Urteil über sie steht Menschen nicht zu.

Deshalb ist es richtig, nicht nur im Bereich des Privaten, sondern an öffentlich zugänglichen Orten, an Gedenkstätten, auf Friedhöfen, auch auf Kriegsgräberfriedhöfen, an die Namen der Toten zu erinnern; in besonderer Weise an die Opfer von Demütigung, Verfolgung und Gewalt. Zu erinnern ist aber auch an die Namen derer, die ohne jeden Zweifel zu den Tätern gerechnet werden müssen und die sich schwerster Verbrechen schuldig gemacht haben. Wir sind hier in Eisenach. Nicht weit entfernt, vor dem Dom in Erfurt brannte 2002 eine siebzehnte Kerze für den Amokschützen, der vorher sechzehn Menschen getötet hatte. Kein Mensch soll namenlos verscharrt werden, auch der Täter nicht. Das bedeutet nicht, dass im Tode alle gleich sind, wie es auf Volkstrauertagsansprachen oft zu hören war. Im Gegenteil, es impliziert, dass ohne jede Einschränkung Unrecht und Schuld beim Namen zu nennen sind. Auf Vergebung und Versöh-

nung kann nur hoffen, wer auch von Schuld spricht. Das Jüngste Gericht, in dem alles noch einmal zur Sprache kommt, ist die Metapher dafür, dass einerseits jeder Mensch für seine Biografie einzustehen hat, und andererseits dafür, dass Gerechtigkeit hergestellt wird. Wer bei diesem Gedanken nicht resignieren will, der muss auf eine (auf-)richtende Macht – die gerecht und gnädig zugleich ist – zumindest verweisen können. Die Metapher vom Jüngsten Gericht, in dem alle Geschichte noch einmal aufgerufen wird, verpflichtet, die Begriffe Schuld, Gerechtigkeit und Gnade in einer radikalen Weise ernst zu nehmen. Es gibt bei Gott keine billige Gnade, wie es auch keine gnadenlose Gerechtigkeit gibt.

Gedenkstätten und Friedhöfe sind in diesem Verständnis Orte des Eingedenkens und der Andacht. Eine Intuition davon ist wohl bei allen Menschen gegeben, egal wie stark oder schwach ihre „religiöse Musikalität“ ausgeprägt ist.

5. Erinnern und Lernen

Sind Orte des Erinnerns und Gedenkstätten auch Lernorte?

Einem säkularisierten Verständnis von Erinnern liegt dieser Schluss besonders nahe. Das Erinnern gewinnt seine Bedeutung mit Blick auf die Zukunft, „damit so etwas nie wieder geschieht“. Bekannt ist Adornos Rede von dem neuen kategorischen Imperativ, der darin bestehe, „Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.“

Keine Frage, das war und ist ein sinnvolles pädagogisches Ziel – bei Besuchen von Gedenkstätten und bei Erinnerungsarbeit im Allgemeinen. Die Pädagogisierung wirft allerdings auch kritische Fragen auf.

Ich denke, dass es generell ein Problem ist, wenn das Gedächtnis an die Opfer und die Toten auf eine pädagogische oder auf eine politische Funktion reduziert wird. Ob und in welcher Weise das Lernen aus der Geschichte überhaupt möglich ist, sei dahingestellt. Nicht nur, dass Opfer keinen Sinn dadurch erhalten, dass Nachgeborene aus ihrer Geschichte lernen. Sie würden nach ihrer seelischen Entwürdigung und physischen Vernichtung nun auch noch als Lernmaterial instrumentalisiert.

Die Erinnerung geschieht um der Opfer selbst willen und nicht für irgendeinen anderen Zweck. Erst solche Freiheit von allen pädagogischen oder politischen Zwecken hat – um es als Paradoxon zu formulieren – möglicherweise eine positive pädagogische Wirkung. Denn die Zweckfreiheit, Unbedingtheit und

Unverfügbarkeit der Person ist ein ganz grundlegendes Element einer Kultur der Menschenwürde; einer uneingeschränkten Würde, die in der Metapher des „ewigen Namens“ begründet und repräsentiert ist.

Zum Autor:

Dr. Hermann Düringer (Frankfurt am Main) ist Vorsitzender von „Zeichen der Hoffnung – Znaki Nadziei, Evangelische Initiative für eine bessere Zukunft von Polen und Deutschen e.V.“ Er war Pfarrer in Frankfurt am Main, Dozent für Homiletik und Liturgik am Theologischen Seminar in Friedberg sowie Studienleiter und Direktor der Evangelischen Akademie Arnoldsheim.

Kleinbuchserie „Lichtblicke“

Ein gefördertes Projekt des Evangelischen Bundes Österreich

Warum wurde sie von mir 2011 begründet? Gibt es nicht schon genug Bücher und Schriften, gerade im kirchlichen Bereich? Ja, die gibt es sehr wohl. Aber leider sind die meisten trotz aller guten Ambitionen der Autoren für unbefangene Normalbürger in der Regel zu schwer verständlich, meist unhandlich, oft unansehnlich und nicht selten auch relativ teuer. Aus vielen Gründen wird für immer mehr Zeitgenossen das Lesen von Büchern insgesamt immer unattraktiver, so dass dringend neue Wege gesucht und beschritten werden müssten.

Daher mein neuer Versuch: Mit bisher neun Buchtiteln und einer Gesamtauflage von 3800 Exemplaren sollen mit anderen Mitteln und Methoden künftige Leserinnen und Leser für geistliche Fragen interessiert werden. Das Postkartenformat mit ca. 70 bis 100 Seiten pro Band bewährt sich. Sie benötigen – auch das ist heutzutage nicht unerheblich – nur wenig Platz. Dank einiger Sponsoren ist es möglich, die kleinen Bücher attraktiv und gediegen zu gestalten. Da ich auf Selbstkostenbasis arbeite, kann ich sie zu einem Stückpreis von nur 5 Euro vertreiben. Idealerweise dort, wo ich zu Gottesdiensten und Vorträgen – bisher im Schnitt 3-mal pro Monat – eingeladen werde. Etwa ein Viertel der Kleinbücher verschenke ich gezielt an Freunde, Bekannte und allfällige Gesprächspartner. Einige Kirchengemeinden lassen meine kleinen Bücher bei Haus- und Krankenbesuchen anstelle von Blumen oder Wein überreichen.

Inhaltliche Schwerpunkte waren bisher: Gebete aus der Gegenreformation von Johann Friedrich Stark, die Lebenserinnerungen von Ehrenkurator Karl Polster, ein Buch mit einprägsamen Liedern vor allem von Paul Gerhardt, Gedichte von Doris Hafellner, Luther und die Juden von Superintendent Dr. Gerold Lehner, ein Band über König Gustav Adolf II. gemeinsam mit DDr. Erwin Schranz, Unter dem Wort – eine Einführung zum Bibellesen gemeinsam mit Dr. Jutta Henner sowie die beiden ersten Predigtbände Funken der Hoffnung von mir, mit Beiträgen von Kathrin Hagmüller und meiner Frau Monika mit einem Beitrag über Dietrich Bonhoeffer. Für 2018 werden die Titel 10–12 vorbereitet: Phänomen Luther von mir, wofür das Vorwort von Bischof Dr. Michael Bünker bereits vorliegt; eigene Lebenserinnerungen Flügel der Morgenröte und ein drit-

ter Predigtband, darunter die Festpredigt vom öö. Reformationsjubiläum am 15.6.2017 in Linz.

Besondere Zielsetzung: möglichst klare und unmissverständliche Aussagen über unseren biblischen dreieinigen Gott in allgemein verständlicher Sprache, mit hilfreichen Bildern, Vergleichen und Erläuterungen, alles in optisch leicht lesbarer Form. Zugleich soll versucht werden, aktuelle Bezüge und Querverbindungen herzustellen zur heutigen Gesellschaft und ihrer Geschichte, zu Kunst und Wissenschaft, Sport und Unterhaltung. Dazu werden zahlreiche hilfreiche Bücher und Veröffentlichungen berücksichtigt und herangezogen. Darauf wird allgemein, aber nicht streng wissenschaftlich, in den Literaturangaben hingewiesen.

Ein kleiner Freundeskreis im In- und Ausland begleitet wohlwollend und kritisch die Entwicklung der Kleinbuchserie „Lichtblicke“. Die erwähnten Sponsoren unterstützen sie dankenswerterweise.

Mag. Günter Ungar, Pfarrer i.R., Herausgeber

Nachrichten aus aller Welt

Österreich

SALZBURG MUSEUM ZEIGT VERTREIBUNG SALZBURGER PROTESTANTEN

Dem Schicksal von mehr als 20.000 Salzburgerinnen und Salzburgern, die 1731/32 unter dem katholischen Fürsterzbischof Firmian aus ihrer Heimat vertrieben wurden, geht eine neue Ausstellung im Salzburg Museum nach. „Reformation 500 – Salzburg und der Protestantismus“ nähert sich diesem dunklen Kapitel der Landesgeschichte über rund 80 Objekte, die die Fluchtumstände der Evangelischen veranschaulichen sollen.

Eine Besonderheit der Ausstellung, die bis 4. März 2018 zu sehen ist, sind Emigrationsmedaillen: Die Exponate dokumentieren die Fluchtbewegung und stammen großteils aus einer Sammlung des Salzburger Bankhauses Spängler. „Kein anderes Fluchtereignis wurde so oft auf Medaillen dargestellt“, erzählt Erich Erker, Ausstellungskurator und Münzexperte des Bankhauses. Stempelschneider hätten die große Fluchtbewegung auf Gedenkmedaillen aus Gold, Silber, Kupfer und Zinn dargestellt. „Das waren Erinnerungsstücke für Sammler“, erläutert Erker weiter. In den hohlen, so genannten „Schraubmedaillen“, die in Augsburg und Nürnberg hergestellt wurden, befinden sich Serien von min-

destens 17 kleinen Plättchen kolorierter Druckgrafiken. Zusammengelegt ergeben sie einen Zyklus der Geschichte des Protestantismus im ehemaligen Fürsterzbistum. „Die Bilderserien sind sicher eines der reizvollsten Zeugnisse des Protestantismus in Salzburg.“ Einige Leihgaben der Ausstellung stammen auch aus der Evangelischen Pfarrgemeinde Salzburg-Christuskirche, der Erzabtei St. Peter, dem Kapuzinerkloster Salzburg sowie aus Archiven der Erzdiözese und dem Landesarchiv Salzburg. Die Ausstellung thematisiert neben der Vertreibung der Evangelischen auch die vorangegangene rasche Ausbreitung des Protestantismus sowie das Toleranzpatent von Kaiser Joseph II. im Jahr 1781 und den ökumenischen Dialog der Gegenwart. Die Sonderausstellung wurde räumlich in die Dauerausstellung „Mythos Salzburg“ integriert.

TIROLER LANDESHAUPTMANN PLATTER: BEDAUERN ÜBER HISTORISCHES UNRECHT

Mehr als 600 Gäste haben am 21. Oktober in der seit Wochen ausgebuchten Innsbrucker Messe den Beginn der Reformation vor 500 Jahren, zugleich aber auch das gegenwärtige evangelische Glaubensleben in Tirol gefeiert. Olivier Dantine, Superintendent der evangelischen Diö-

zese Salzburg-Tirol, hob hervor: „Besonders freut es mich, dass die Vertreter der verschiedenen Konfessionen und Religionen auch mit uns gefeiert haben.“

Landeshauptmann Günther Platter richtete in seinen Grußworten den Blick auf die Geschichte der Protestanten im Land. Wie sein steirischer Amtskollege Hermann Schützenhöfer eine Woche zuvor nutzte Platter den Anlass, von politischer Seite sein Bedauern über begangenes Unrecht an den Evangelischen auszusprechen. Über Jahrhunderte hinweg waren diese in Tirol wie in ganz Österreich verfolgt und ihr Glaube verboten worden. Platter zeigte sich begeistert vom nunmehr friedlichen und konstruktiven Zusammenleben der Glaubensgemeinschaften in Tirol und bezeichnete die Evangelischen als „unverzichtbaren Teil des Landes“.

EVANGELISCHE MICHAELSBRUDERSCHAFT VERÖFFENTLICHT ZWÖLF THESEN ZUR ÖKUMENE

Ein Grundlagenpapier zur Situation der Ökumene hat die Evangelische Michaelsbruderschaft anlässlich des heurigen Reformationsjubiläums vorgelegt. Der Text mit dem Titel „Kirche sein heute – eine Selbstvergewisserung“ entwirft laut Stellungnahme der Bruderschaft „die Vision von einer Kirche, die in ihrem Leben und in ihrer Organisation ihrem Ursprung und ihrem Auftrag treu bleibt“. In einem Geleitwort für die Publikation der europaweit tätigen Gemeinschaft

schreibt der österreichische evangelisch-lutherische Bischof Michael Bünker: „Besonders auffällig ist die positive Bewertung der Vielfalt von Kirchen, die aber der Einheit der Kirche in ihrem Herrn nicht widerspricht.“ Ein Arbeitskreis aus Pfarrern, Kirchenvertretern und Theologen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz hat das zwölf Thesen umfassende Papier erarbeitet. Die Punkte nehmen unter anderem Bezug auf Vielfalt und Einheit der christlichen Kirchen sowie deren Rolle als Glaubens-, Lehr-, Rechts- und Gottesdienstgemeinschaft. Die 1931 gegründete Evangelische Michaelsbruderschaft ist eine der ältesten und größten geistlichen Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche, ihre rund 220 Mitglieder leben in allen Teilen Europas. Von ihren Anfängen an war die Bruderschaft ökumenisch ausgerichtet.

REFORMATIONSJUBILÄUM: POSITIV-BILANZ VON BÜNKER UND SCHÖNBORN

Eine durchwegs positive Bilanz zum Reformationsjubiläum haben Bischof Michael Bünker und Kardinal Christoph Schönborn gezogen. Im vergangenen Jahr habe es in der Ökumene zwischen Evangelischer und Katholischer Kirche durchaus Fortschritte gegeben, hielten beide im ORF-Doppelinterview in der „ZIB 2 History“ zum Reformationsjubiläum fest. Der „Grundwasserspiegel des Vertrauens“ sei im Jubiläumsjahr gestiegen, sagte Bischof Bünker. Dafür gelte es, dankbar zu sein. Die Katholische und die Evangelische Kirche seien sich in

den vergangenen Jahren unvergleichlich näher gekommen als jemals zuvor, bestätigte Kardinal Schönborn. Die Kirchen hätten aus der Vergangenheit schmerzlicher gelernt, „dass das Grundanliegen der Reformation das Grundanliegen jedes Christen sein muss. Diese Erkenntnis hat uns einander näher gebracht.“ Martin Luther wollte keine neue Kirche gründen, sondern das Christentum erneuern. Und er habe die zentrale Frage nach einem gnädigen Gott gestellt, unterstrich der Kardinal. Diese Frage sei für Katholiken wie Protestanten gleich wichtig. Schönborn verwies in diesem Zusammenhang auf Papst Franziskus, der wie noch kein Papst zuvor die fundamentale Gemeinsamkeit von Katholischer und Evangelischer Kirche betont habe. Zugleich sprachen sich der Wiener Erzbischof wie auch der lutherische Bischof gegen eine Ökumene aus, die in einer katholisch-evangelischen Einheitskirche ihr Ziel findet. „Wir wollen kein einförmiges Christentum“, so Schönborn wörtlich. Eine Verschiedenheit, die nicht trennt, sondern eint, „tut gut“. In gleicher Weise erklärte Bischof Bünker: „Eine Einheitskirche kann nicht das Ziel sein.“ Und mit den Worten von Papst Franziskus plädierte der Bischof dafür, „geent in den Unterschieden voranzugehen“.

KÖRTNER: UNTERSCHIEDLICHES KIRCHENVERSTÄNDNIS BLEIBT „KNACKPUNKT IN DER ÖKUMENE“

Eine kritische Ökumene-Bilanz zieht der evangelisch-reformierte Theologe Ulrich

Körtner. Im Jahr des Reformationsjubiläums hätten die Evangelischen Kirchen ein „kräftiges Lebenszeichen“ von sich gegeben, und das große Fest am Rathausplatz sei von vielen als „starke Ermütigung für den evangelischen Glauben“ empfunden worden.

Zwar gebe es auch in ökumenischer Hinsicht „ermütigende Signale“, wenn Vertreter der Kirchen das Verbindende über das Trennende stellen. Allerdings dürfe dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass das unterschiedliche Kirchenverständnis „Knackpunkt der Ökumene“ zwischen Evangelischer und Katholischer Kirche bleibe, schreibt Körtner in einem Gastkommentar für die Tageszeitung „Die Presse“ (Ausgabe vom 30. Oktober). Viele Menschen hätten im Reformationsjahr ein „deutlicheres Zeichen“ für ökumenische Fortschritte erwartet. Zumindest in der Frage der konfessionsverbindenden Paare hätten viele gehofft, „dass sich etwas bewegen werde“, doch von der gemeinsamen Teilnahme an der katholischen Messe und damit von der gemeinsamen Feier des Abendmahls sei man „immer noch weit entfernt“, bilanziert der Ordinarius für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien.

HENNEFELD: „REFORMIERT-SEIN BEDEUTET IMMER AUCH ÖKUMENISCHSEIN“

Mögliche Ansätze für die Ökumene aus dem Reformationsjubiläum 2017 wurden bei einem Symposium am 18. Oktober

in Wien diskutiert. Der Vorsitzende der Wiener römisch-katholischen Diözesan-kommission für ökumenische Fragen, Prof. Rudolf Prokschi, erinnerte ein-gangs an die historische Begegnung von Lund am 31. Oktober 2016. Damals unterzeichneten Papst Franziskus und der Präsident des Lutherischen Welt-bundes, Bischof Munib Younan, in der Kathedrale der schwedischen Stadt eine Erklärung anlässlich des gemeinsamen katholisch-lutherischen Reformationsge-denkens.

„Reformiertsein bedeutet immer auch Ökumenischsein“, das erklärte der refor-mierte Landessuperintendent und Vor-sitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ), Thomas Hennefeld: „Unsere Gründungsväter in Zürich und Genf haben immer schon klar erkennen lassen, dass es nur diese eine Kirche Jesu Christi gibt. Deshalb ist es wichtig, die Einheit zu fördern.“ Eine zerrissene Kirche sei letztlich etwas, worunter alle leiden würden, habe schon Johannes Calvin erkannt.

KPH WIEN/KREMS FEIERTE 10-JÄHRIGES BESTEHEN: INTERRELIGIÖSE LEHRERAUS- BILDUNG ALS „ROLE MODEL FÜR DIE GESELLSCHAFT“

Europaweit ist sie einzigartig und gilt als Vorzeigemodell. Was vor 10 Jahren in ökumenischer Kooperation begann, hat sich inzwischen zur interreligiösen Zusammenarbeit weiterentwickelt. Mit einem Festakt erinnerte die Kirchliche

Pädagogische Hochschule (KPH) Wien/Krems am 18. September an ihre Anfänge und nahm zugleich die künftigen Herausforderungen in den Blick. Kardinal Christoph Schönborn nannte bei der Feier die Ausbildungsstätte für Lehrerinnen und Lehrer einen „offenen Raum für das Mit-einander der Religionen“.

In Österreichs größter privater pädagogischer Hochschule arbeiten sieben christliche Kirchen zusammen, bei der Ausbildung für Religionslehrerinnen und Religionslehrer kooperiert die KPH auch mit den Freikirchen sowie der muslimischen und der alevitischen Glau-bensgemeinschaft und der israelitischen Religionsgemeinschaft. Die KPH sei „keine Bastion einer gegen den anderen“. Vielmehr zeige sie auf, „dass die Kirchen die Sorge um die Zukunft unseres Landes und der Bildung ernst nehmen“, sagte der Wiener Erzbischof. Mit dem neuen Studienangebot betrete die KPH euro-paweit Neuland, unterstrich der evange-lische Oberkirchenrat Karl Schiefermair. „Die KPH ist die einzige europäische Hochschule, die diese geforderte Zusam-menarbeit in organisierter Form gestaltet hat, verbunden mit ökumenischem und interreligiösem Lernen.“

GEMEINSAME ERKLÄRUNG „NIE WIEDER“ – OFFENER BRIEF AN NATIONALRAT

Die konstituierende Sitzung des im Okto-ber neu gewählten Nationalrates fiel auf den 9. November, den 79. Jahrestag der vom NS-Regime inszenierten Novem-

berpogrome von 1938. Vor diesem Hintergrund haben Kardinal Christoph Schönborn, der evangelisch-lutherische Bischof Michael Bünker und der orthodoxe Metropolit Arsenios Kardamakis gemeinsam mit dem Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Oskar Deutsch, eine Erklärung mit dem Titel „Nie wieder“ veröffentlicht.

Der Präsident des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Prof. Martin Jäggle, bezeichnete am 8. November die Erklärung als „eine Mahnung, dem derzeit wiederaufflammenden Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus im Gedenken an die Geschehnisse des 9. November 1938 Beachtung zu schenken und ihm die Erinnerung an die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte entgegenzusetzen“. Dass sich die größten Kirchen Österreichs gemeinsam mit der Israelitischen Kultusgemeinde äußern, sei „ein Zeichen der praktischen Umsetzung des beiderseitigen Wunsches nach verstärkter Zusammenarbeit“. In der Erklärung, die in einem offenen Brief den neuen Nationalratsabgeordneten übermittelt wurde, plädieren die Unterzeichnenden für ein Eintreten gegen wiederaufkeimende rassistische, antisemitische und nationalistische Tendenzen.

STEPHANSDOM: ÖKUMENISCHES „GEBET FÜR EUROPA“

Zu einem ökumenischen „Gebet für Europa“ haben sich am 9. November

zahlreiche Christinnen und Christen unterschiedlicher Konfessionen aus ganz Europa im Wiener Stephansdom versammelt. Anlass war ein Treffen des internationalen Christen-Netzwerks „Miteinander für Europa“, zu dem Führungskräfte der rund 300 christlichen Gemeinschaften des Netzwerks in der österreichischen Bundeshauptstadt zusammenkamen. Geleitet wurde das Gebet von Kardinal Christoph Schönborn, der in seiner Ansprache die Initiative würdigte.

Gemeinsam mit dem Wiener Erzbischof nahmen u.a. auch die Weihbischöfe Stephan Turnovszky und Franz Scharl, der syrisch-orthodoxe Chorepiskopos Emanuel Aydin, der evangelische Altbischof Herwig Sturm, der anglikanische Bischofsvikar Patrick Curran sowie zahlreiche Vertreter der Freikirchen in Österreich teil. Der Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ), der reformierte Landessuperintendent Thomas Hennefeld, richtete ein Grußwort an die Teilnehmer.

Ausland

PROTESTANTISCHES JUGEND- FESTIVAL „REFORMATION“ IN GENÈVE

Über 4700 junge Protestantinnen und Protestanten sind am 4. und 5. November zum Festival „Reformation“ des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes nach Genf gepilgert. Ihnen

wurden im Rahmen des 500-Jahr-Jubiläums der Reformation zahlreiche Aktivitäten geboten.

Am Samstagmorgen besuchten die jugendlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der ganzen Schweiz die Mauer der Reformatoren im Genfer Bastille-Park. Das Monument zeigt die wichtige Rolle der Stadt bei der Verbreitung der Reformen in Europa auf. Genf gewährte damals wichtigen Persönlichkeiten, die sich für eine Erneuerung des Glaubens einsetzten, Unterschlupf. Auch die Genfer Druckereien stellten sich in den Dienst der Reformation, indem sie zahlreiche Bücher über die neuen Ideen produzierten, die danach in ganz Europa verteilt wurden. Einen ersten Höhepunkt bildete am Samstagnachmittag in der Genfer Arena eine Veranstaltung mit zahlreichen Rednern, Musikgruppen, Künstlern und Gästen. Die Festivitäten gingen am Sonntag mit einem Gottesdienst in der Kathedrale St. Pierre zu Ende.

KÄSSMANN: ZUM REFORMATIONSJUBILÄUM ZU WENIG ÜBER FRAUEN GESPROCHEN

Aus Sicht von Margot Käßmann wurde anlässlich des 500. Reformationsjubiläums zu wenig über die Rolle der Frauen in der Evangelischen Kirche gesprochen. „Wir hätten beispielsweise durchaus mehr herausstellen dürfen, dass bei uns evangelische Frauen alle Ämter haben dürfen“, sagte die Reformationsbotschafterin der Evangelischen Kirche in Deutschland

(EKD) der evangelischen Monatszeitschrift „zeitzeichen“ (Oktober-Ausgabe). Das sei in der weltweiten Christenheit noch längst nicht überall verbreitet. Zum Ende des Jubiläumsjahres stellte die ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Käßmann heraus, dass die Stellung von Frauen in der Evangelischen Kirche auch im Verhältnis zu den Katholiken einen entscheidenden Unterschied markiere. Die Evangelische Kirche werde von „Männern und Frauen, Jungen und Alten, Ordinierten und Nicht-Ordinierten geleitet“. Und es gebe keine Glaubenskongregation, die Glaubensgrundsätze festlegt.

MERKEL: LUTHER HAT DIE WELT FÜR IMMER VERÄNDERT

Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) hat zum 500. Reformationsjubiläum den Wert der Religionsfreiheit für eine moderne und offene Gesellschaft unterstrichen. Überall dort, wo die Religionsfreiheit bedroht sei, nehme auch die Gesellschaft Schaden, sagte die Regierungschefin am 31. Oktober bei einem staatlichen Festakt in Wittenberg. Die Kirchen und andere Religionsgemeinschaften forderte sie zum interreligiösen Dialog auf. Merkel würdigte im Wittenberger Stadthaus die Bedeutung der Reformation, die Martin Luther (1483–1546) mit der Veröffentlichung seiner Thesen anstieß. Luther habe einen Stein ins Rollen gebracht, „der sich nicht mehr aufhalten ließ und die Welt für immer veränderte“, sagte die Bundeskanzlerin. Demokratie und das Recht auf Religionsfreiheit seien zwar nicht direkte

Auswirkungen der Reformation, die noch sehr im Mittelalter verhaftet gewesen sei, sagte Merkel. Die Reformation sei aber treibende Kraft zur Entwicklung des Kontinents gewesen. Die Lehre heute laute: „Wer Vielfalt bejaht, muss Toleranz üben“, so die Kanzlerin.

EKD WILL MEHR FRAUEN IN FÜHRUNGSPPOSITIONEN

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) will mehr Frauen den Aufstieg in Führungspositionen ermöglichen. Bislang liege der Frauenanteil auf der mittleren kirchlichen Leitungsebene bei lediglich 21 Prozent, teilte die EKD auf ihrer Jahrestagung in Bonn mit. Die Kirche müsse Karrierehindernisse von Frauen beseitigen. Vor allem müssten stereotype Rollenbilder abgebaut werden, die Frauen Eigenschaften zuschrieben, die mit aktuellen Führungsbildern nicht konform seien. Darüber hinaus wolle die EKD die Vereinbarkeit von Leitungsaufgaben mit der Verantwortung für die Familie fördern. Außerdem solle es bei Theologenehepaaren leichter möglich sein, dass beide Partner eine anspruchsvolle Berufstätigkeit in der Kirche ausüben können.

LUTHERANER UND VATIKAN SENDEN SIGNAL FÜR ÖKUMENE-ABENDMAHL

Die Hoffnung vieler Lutheraner und Katholiken nach einer ungeteilten Eucharistiefeyer an einem Tisch solle

wahr werden als konkreter „Ausdruck der vollen Einheit“, heißt es in einer am Reformationstag, dem 31. Oktober, in Genf veröffentlichten gemeinsamen Stellungnahme des Lutherischen Weltbundes (LWB) und des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Das Verständnis von Kirche, Eucharistie und Amt solle „mit dem Ziel der Überwindung der zwischen uns verbleibenden Differenzen“ überprüft werden.

Die ökumenische Perspektive des 500. Reformationsjubiläums sei „ein weiterer Segen, den dieses Gedenkjahr gebracht hat“, hieß es. Sie gebe Anstoß zum Engagement für eine Vertiefung der katholisch-lutherischen Einheit. Ein zeitlicher Rahmen für den angekündigten theologischen Dialog wurde allerdings nicht genannt. Das unterschiedliche Verständnis der Ämter von evangelischen Pfarrern und römisch-katholischen Priestern gilt bislang als Haupthindernis für ein gemeinsames Abendmahl von Protestanten und Katholiken.

EKD-RATSVORSITZENDER: KIRCHE DARF MENSCHEN NICHT ÜBERFORDERN

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, hat die Kirchen vor einer Überforderung der Menschen gewarnt. Hinweise und Anregungen zu einer offenen Flüchtlingspolitik und zu tatkräftiger Nächstenliebe bei der Integration von Flüchtlingen hätten nicht wenige als unter Druck setzende Durch-

halteparolen empfunden, räumte der bayerische Landesbischof zum Auftakt der EKD-Synode in Bonn selbstkritisch ein. Zugleich mahnte er eine stärkere Öffnung der Kirche für junge Menschen und mehr digitale Angebote an. „Kirche ist für junge Menschen weithin nicht mehr relevant“, sagte er und bezeichnete die Beteiligung junger Leute als eine zentrale Herausforderung für die Kirche der Zukunft. Die Kirche müsse sich fragen, wie sie die Lebenskultur junger Menschen besser aufnehmen und für Jugendliche zur Heimat werden könne, etwa durch Gottesdienste am Abend und mit „postmodernen Elementen“.

Eine wichtige Rolle spiele die digitale Kommunikation: „Erschließt sich

die Kirche die digitalen Räume nicht, verpasst sie einen entscheidenden Lebensraum junger Menschen“, warnte Bedford-Strohm in seinem Bericht vor der Synode. Für „Digital Natives“ sei Kirche weniger ein Ort als vielmehr ein Netzwerk mit virtuellen Formen von Gemeinschaft.

Im Rückblick auf das Reformationsjubiläum 2017 zog Bedford-Strohm ein positives Fazit: „In vieler Hinsicht ist dieses Jahr Anlass zu großer Dankbarkeit. Es hat einen Vitaminstoß für die geistliche und inhaltliche Erneuerung unserer Kirche gegeben, den wir gerade jetzt brauchen.“

Geld fairanlagen

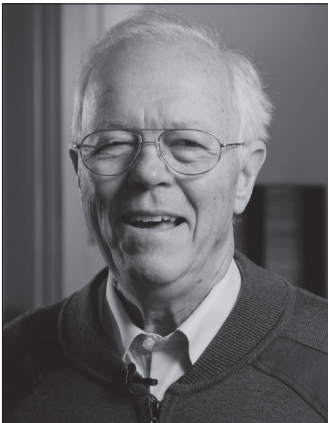
Oikocredit schafft Jobs und Perspektiven für Menschen in ihren Heimatländern.

Oikocredit arbeitet mit 800 Partnerorganisationen in 70 Ländern weltweit zusammen. Gemeinsam ermöglichen wir durch die Schaffung von Arbeitsplätzen und Sparmöglichkeiten nachhaltige Hilfe zur Selbsthilfe.

Ein Beispiel unserer vielen Partnerorganisationen ist KWFT (Kenya Women Microfinance Bank). Die Mikrofinanzinstitution wurde 1981 von einer kleinen Gruppe von Frauen gegründet. Sie stellt Kredite und Sparmöglichkeiten für mehr als 500.000 Frauen in Kenia bereit. Die meisten Kredite gehen an Unternehmerinnen, Angestellte und bäuerliche Kleinbetriebe.

Die Kleinkredite werden dafür verwendet, notwendige Maschinen in der Landwirtschaft oder Materialien für handwerkliche Betriebe anzuschaffen. Die Kreditnehmerinnen schaffen sich ein sicheres Einkommen und nachhaltige Auswege aus der Armut – auch für zukünftige Generationen.

Ihre ethische Geldanlage bei Oikocredit unterstützt schon ab 200 Euro Mikrokreditprogramme sowie sozial arbeitende Klein- und Mittelbetriebe. Oikocredit wurde im Jahr 1975 auf Initiative des ökumenischen Weltkirchenrates gegründet. Heute investieren weltweit bereits 54.000 Anleger in die internationale Entwicklungsgenossenschaft.



„Ich bin seit 26 Jahren Mitglied, denn Oikocredit vergibt Kleinkredite in Gegenden, die benachteiligt sind. Dieses Geld hilft Menschen aus Not und Ausbeutung herauszukommen und ein menschenwürdiges Leben zu führen.“

Mag. Bernd Hof
Evangelischer Pfarrer aus Innsbruck
Mitglied und Anleger bei Oikocredit

www.oikocredit.at

01 / 505 48 55

*Evangelischer Bund
in Österreich*

*aktuell – zeitgemäß –
der Bibel verbunden*



Der Evangelische Bund ist ein auf Vereinsbasis organisierter Zusammenschluss evangelischer Christen. Seine Hauptaufgabe ist die Begleitung von Menschen auf dem spannenden Weg ihres Evangelisch-Seins.

Aktivitäten:

- Herausgabe der Zeitschrift „Standpunkt“, die viermal im Jahr interessante und aktuelle Beiträge zu Themen des Glaubens und der Kirche bringt
- Durchführung von Tagungen und Vorträgen; Verbindungen mit internationalen konfessionskundlichen Einrichtungen
- Unterstützung evangelischer Studenten und Gemeinden durch Stipendien, Literatur und Schriften
- Hilfe für evangelische Christen in der Diaspora

Informationen:

evangelischerbund@evangelischerbund.at

www.evangelischerbund.at

Evangelischer Bund, Ungarg. 9/10, A-1030 Wien

Obfrau Pfarrerin Dr. Birgit Lusche: 0699/188 77 313